

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 59 (2002)

Heft: 2: Gender Studies : Frauen- und Geschlechtergeschichte in Politik,
Wissenschaft, Gesellschaft und Museen

Artikel: Was Lebens- und Zierfalten erhellen

Autor: Mäder, Ueli

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-169643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was Lebens- und Zierfalten erhellen

von UELI MÄDER

Ich gehe in meinem Beitrag darauf ein, wie der gesellschaftliche Wandel geschlechtsbezogene Unterschiede prägt. Als Beispiel dient der Umgang mit dem Alter. Wir befinden uns auf dem Weg zu einer Gesellschaft des langen Lebens. Das könnte eine Chance sein. Die «geschenkte Zeit» liesse sich – von beruflicher Verpflichtung entlastet – einfach geniessen. Den einen gelingt das recht gut, andern weniger. Offenbar bestehen unterschiedliche Verhaltens- und Sichtweisen. Das äussert sich auch in der Art und Weise, wie Medien über alte Menschen berichten. Die einen betonen die besonderen Kompetenzen alter Menschen; andere äussern sich eher abwertend. Mich interessiert, inwiefern die Haltungen individuelle beziehungsweise kollektive Verdrängungen und Interessen dokumentieren. Dabei stellt sich auch die Frage, was Museen tun können, um das zu erhellen, was sich hinter gängigen Fassaden verbirgt.

Verzerrte Wahrnehmungen

Ich stelle Ihnen eine einfache Frage: Gibt es in der Schweiz mehr unter 20-jährige oder über 65-jährige? – Besten Dank. Die überwiegende Mehrheit von Ihnen hat falsch geantwortet. Warum? Noch gibt es bei uns über eine halbe Million mehr unter 20-jährige als über 65-jährige. Schlagzeilen über die «Rentnerschwemme» und «Alterslastquote» erwecken jedoch den Anschein, als ob die Zahl der Alten ständig steige und immer weniger Junge die Renten von immer mehr Alten bezahlen müssten. Beide Annahmen sind weit verbreitet, treffen aber nicht zu. Warum? Ich erwähne vier Gründe.

Erstens haben alte Menschen ihre Renten selber verdient. Sie haben Lohnarbeit oder andere Tätigkeiten verrichtet, die gesellschaftlich nützlich sind, und zwar unabhängig davon, ob ein Anspruch auf Sozialversicherung besteht. Zweitens steigt der Anteil alter Menschen nur bis zum Jahr 2040. Dann geht er allmählich zurück; dann kommt der so genannte «Pillenknick» mit den geburten-schwachen Jahrgängen ins Alter. Drittens macht es wenig Sinn, nur die Erwerbstätigen mit jenen Personen zu vergleichen, die eine Rente erhalten. Ein recht konstantes und ausgewogenes Verhältnis ergibt sich, wenn wir die 20- bis 65-jährigen mit allen Personen vergleichen, die nicht erwerbstätig sind. Dazu gehören auch die Kinder. Sie verursachen hohe Kosten, bloss sind diese Aufwendungen

bei uns stark privatisiert. Die Länder der Europäischen Union geben, gemessen am Brutto-Inlandprodukt, durchschnittlich einen fast doppelt so hohen Anteil für Kinder aus als die Schweiz. Viertens sind die Renten keine Geschenke; sie rentieren. Neunzig Prozent der AHV-Zahlungen fliessen über die Mieten und Konsumausgaben direkt in die Wirtschaft zurück.

Passivität ist passé

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Schweiz die Altersversicherung (AHV) eingeführt. Seither hat sich die materielle Lage alter Menschen deutlich verbessert. Hinzu kommt die verlängerte Lebenserwartung. Sie beträgt rund achtzig Jahre und verdoppelte sich innerhalb eines Jahrhunderts fast. Das ist doch erfreulich. Zudem haben sich die Alterstheorien verändert. Frühere Defizitkonzepte gingen von starren Lebensphasen und sinkender Lebensqualität im Alter aus. Sie empfahlen den Alten, sich möglichst zurück zu ziehen. Doch die postulierte Passivität ist heute passé. Aktuelle Ansätze rücken individuelle Unterschiede und persönliche Fähigkeiten in den Vordergrund. Es ist nie zu spät, etwas Neues anzufangen. So lautet der Tenor. Allerdings sind mit dem steigenden Anteil alter Menschen und den zunehmenden Pflegekosten gegenläufige Tendenzen feststellbar. Abwertende Äusserungen häufen sich just seit den rezessiven Einbrüchen der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Seit diesen Einbrüchen wurden erstens viele Arbeitsplätze wegrationalisiert und Produktivitätsgewinne privatisiert. Zweitens stiegen Teile der unteren Einkommen nominell weniger an als die Lebenshaltungskosten (für die Ernährung, das Wohnen und die Gesundheit). Drittens hält das System der sozialen Sicherung mit dem Wandel der Lebensformen nicht Schritt. Es orientiert sich an Voraussetzungen, die je länger desto weniger zutreffen. Wir haben weder Vollbeschäftigung mit kontinuierlichen Erwerbsbiographien, noch reichen in etlichen Haushalten die Einkommen der so genannten «Haushaltsvorstände» beziehungsweise «Ernährer» aus, um eine ganze Familie zu ernähren. Viertens nimmt die soziale Ungleichheit zu. Drei Prozent der privaten Haushaltungen verfügen in der Schweiz über gleichviel steuerbares Nettovermögen wie der Rest. Damit sind die übrigen 97 Prozent gemeint.

Die einseitige Verteilung von Arbeit und Erlös bringt soziale Einrichtungen in Schwierigkeiten. Auch die öffentliche Hand muss mit teilweise weniger Mitteln grössere Probleme bewältigen. Sanierungsversuche zielen darauf ab, den Druck weiter zu geben und auf andere Institutionen oder Einzelpersonen abzuwälzen. Wenn der Hafer knapp ist, beissen sich die Pferde. Beim entfachten (Verteilungs-)Gerangel ist es bedeutsam, wer welche

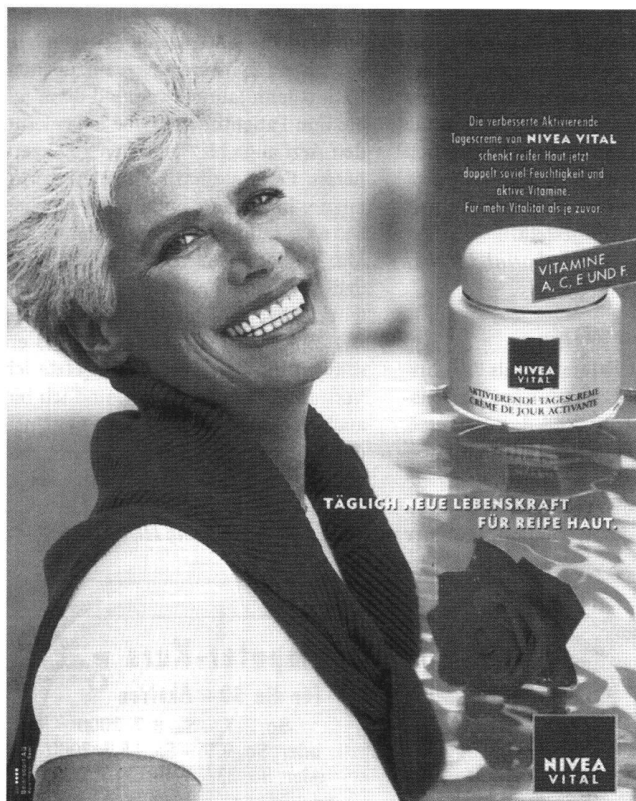


Abb. 1 Nivea Crème: «Zierfalten belassen».

Lobby hat. Auf diesem Hintergrund stellt sich also die Frage, ob die Zunahme despektierlicher Äusserungen über alte Menschen im Zeichen der rezessiven Einbrüche und der Budgetdefizite von Bund, Kantonen und Gemeinden zufällig ist? Ich will keine Verschwörungstheorie verbreiten, aber Schlagzeilen über die «Rentnerschwemme» können dazu beitragen, den Abbau sozialer Leistungen zu rechtfertigen. Bei den Abwertungen äussern sich vermutlich auch eigene Verdrängungen und Ängste vor dem Alterwerden. Was bedrohlich wirkt, wird gerne abgewehrt:

graue Haare und Gesichtsfalten. Sie erinnern an die eigene Endlichkeit.

Mit Falten werben

Die Zahl der Personen, die «Falten sexy finden», nimmt ab. Das sagt die «SensoNet-Befragung 2000». Gleichwohl setzt die Werbung allmählich auf Falten. «Runzeln versprechen Umsatz», titelte die «Zeitlupe». ¹ Ein «Model über fünfzig» wirbt «Für die reife Haut» (Abb. 1). Die abgebildete Frau ist tatsächlich ein paar Tage älter als fünfzig. Die Werbeagentur hat sich dafür entschieden, die «Zierfalten» zu belassen. Allerdings ist es nicht lange her, da brauchte es eine 30-jährige Tennisspielerin im Bikini auf dem Titelblatt eines Ferienkatalogs, um die angepriesenen Seniorenreisen besser zu verkaufen. Und eine Journalistin wurde von einer Fernsehredaktion «wegen Falten, grauen Haaren und leichter Schrulligkeit» für «nicht mehr Bildschirm tauglich» befunden.

«Scharf aufs Leben» – titelte indes «Die Zeit» und porträtierte vier «neue TV-Heldinnen» – Frauen über fünfzig. ² Unter ihnen Hannelore Elsner. Sie «ist eine Schönheit, die keinen Tag jünger aussieht, als sie ist». Auf schwarzen Stöckeln kreist die Kommissarin den Täter ein. Auch Senta Berger, die einst als Protagonistin der Frauenbewegung galt, dient als Beleg dafür, dass in unserer emanzipierten Gesellschaft das Stereotyp vom trüben Altern gebrochen sei. Sie spielt in der Fernsehkomödie «Mit fünfzig küssen Männer anders» die Hauptrolle. Das Thema: Eine Frau, die «dreissig Ehejahre auf dem Buckel» hat, lässt ihren «erbsenzählenden Ehemann» stehen, nimmt sich Liebhaber und beginnt eine Karriere als Malerin. «Solche Filme sind Folge und Auswirkung der Frauenbewegung. Das ist doch, was wir wollten», sagt die bald sechzigjährige Senta Berger, die, «nach wie vor ein Sinnbild der Erotik», offenbar ohne weiteres in der Lage ist, eine fünfzigjährige Frau zu spielen.

Hannelore Elsner und Senta Berger stehen also weiterhin im Rampenlicht, obwohl sie bald ins dritte Lebensalter kommen. Die beiden wecken allerdings hohe Erwartungen, wie Frauen über fünfzig aussehen sollten. Schön wäre es, wenn auch mehr ältere Arbeiterinnen, Angestellte und Hausfrauen auf dem Bildschirm erschienen. Jugendliche könnten so das Alter als etwas erleben, das zum Leben gehört, interessant ist und selbstbewusst in Erscheinung tritt. Wichtig sind Voraussetzungen, die es «einfachen» und alten Menschen ermöglichen, öffentlich aufzutreten. Dazu braucht es – nebst speziellen Förderprogrammen – mehr Bereitschaft, die Anforderungen den gewöhnlichen Lebensumständen anzupassen.

Sitzungen vergesse ich nie

Männer haben es in einer Hinsicht einfacher. Sie sind – ob mit Bürstenschnitt oder grauen Schläfen – in den Medien

häufig vertreten. Gewiss fehlen am Bildschirm auch der Schneider, Schreiner und der Bürolist. Solche «Typen» stehen selten im Rampenlicht. Aber das Alter allein ist kein entscheidendes Kriterium. Es behindert den Zugang der Männer zum öffentlichen Parkett kaum, was nicht heisst, dass Männer keine Mühe mit ihren Falten haben. Was bei Männern jedoch stärker ins Gewicht fällt, ist die einseitige Abhängigkeit von der Erwerbsarbeit.

«Ich arbeite, also bin ich.» Die Folgen dieser verbreiteten Einstellung zeigen sich etwa bei der Pensionierung. Da fallen etliche Männer in ein Loch.

Herr M. hat beispielsweise ein halbes Leben lang viel dafür getan, jemand zu werden, den er selber kaum mag. Er hat sich vorwiegend um sein Prestige und um papierene Anerkennung gekümmert. Er hat trotz Schlaflosigkeit weitere Pflichten übernommen und sich – quasi «contre cœur» – in weitere Kommissionen wählen lassen. Er hat eigentlich erst richtig realisiert, Kinder gehabt zu haben, als sein Sohn und seine Tochter von zu Hause ausgezogen sind.

Herr N. sagt: «Sitzungen vergesse ich nie, das Einkaufen ab und zu schon». Er hält die unschätzbare Hausarbeit für nicht so wichtig. Ist seine Frau abwesend, kocht er sich nichts. Das lohne sich nicht.

Herr O. läuft seit seiner Pensionierung wie ein Löwe im Käfig hin und her. Er weiss nicht, was er mit sich selber anfangen soll. Wenn seine Frau telefoniert, will er wissen mit wem und ob es denn so lange sein müsse.

Herr P. ist ein angesehener Manager. Er will nicht über seinen zweiten Herzinfarkt reden, sondern «nur noch vorwärts schauen» und sich auf seinen Job konzentrieren. So ist der dritte Infarkt vermutlich vorprogrammiert. Der erfolgreiche Manager darf sich nicht ausruhen. Die Konkurrenz schläft nicht. Zeit ist Geld. Wer eine terminbefrachtete Agenda hat, scheint mehr Wert zu haben, als einer, der sich viel Zeit nimmt, gerne gemütlich kocht, nach dem Essen spazieren geht ...

Nun, es ist nie zu spät, etwas Neues anzufangen. Zur Zeit boomen Internet-Kurse für «neue Alte». Ein Plakat wirbt mit einem pensionierten Mann, der angestrengt locker mit einem Finger die Tastatur eines Computers bedient. Aber warum wird dieser Mann so seltsam dargestellt und leicht idiotisiert? Äussert sich hier die häufige Abwertung auch beim Versuch, ein positives Altersbild zu vermitteln? Vermutlich scheitern derartige Bemühungen solange, als sie an alten Konzepten einer so genannt sinnvollen Beschäftigung festhalten, die den Wert des Alters auf vordergründige Nützlichkeiten reduzieren (Abb. 2).

Soziale Verbindlichkeit

Keine erwerbsorientierte Nützlichkeit scheinen die vielen neu entstandenen Fitnesszentren anzustreben. Da stehen die Erholung und das persönliche Wohlbefinden im Vordergrund. Die Geräte dienen aber nebst der körperlichen Ertüchtigung auch dazu, eine Norm zu erfüllen, die bei

beiden Geschlechtern viel Wert auf Äusserliches legt. Dies im Rahmen einer Geselligkeit, die recht oberflächlich sein kann. Frau S. erhielt zu ihrem fünfzigsten Geburtstag einen herzlichen Glückwunsch von zwanzig Mitarbeitenden eines Wellness-Studios. Alle unterzeichneten die Karte handschriftlich mit Vornamen. Das wirkte auf Frau S. eher befremdlich, denn sie kannte nach ihren erst drei Besuchen im Studio keine einzige dieser Personen. Die Karte täuscht

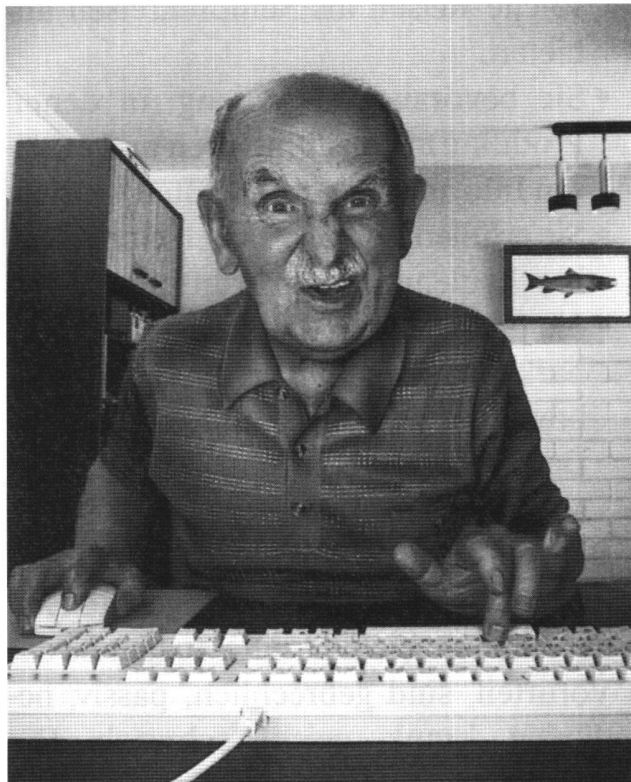


Abb. 2 Mann am PC: «Alter Mann – vorteilhaft dargestellt?».

eine Verbundenheit vor, die so nicht vorhanden ist. Gleichwohl kommen im Wellness-Studio soziale Kontakte zustande, die wichtig sind und der Vereinzelung entgegen wirken.

Mit der Individualisierung haben sich strenge gesellschaftliche Kontrollen aufgeweicht und sachlich-distanzierte Sozialbeziehungen verbreitet. Die angestrebte «Coolness» ist aber vielen Menschen zu kühl geworden. Das mag ein Grund sein, weshalb da und dort die Bereitschaft zunimmt, auf freiwilliger Basis wieder verbind-

lichere soziale Beziehungen einzugehen. Aber aufgepasst, was zu Recht als neue Chance erscheint, kann auch eine Gefahr sein. Es gibt Vorschläge, die rüstigen Pensionierten dazu anzuhalten, für die Hochbetagten zu sorgen. Die Alten sollen sich gegenseitig beziehungsweise selber helfen. So liessen sich Kosten sparen und sozialstaatliche Anstrengungen entlasten. Doch so löblich die viel gepriesene Selbsthilfe ist, sie kommt vor allem dort zum Tragen, wo eine gute soziale Infrastruktur vorhanden ist, die professionelle Unterstützung garantiert.

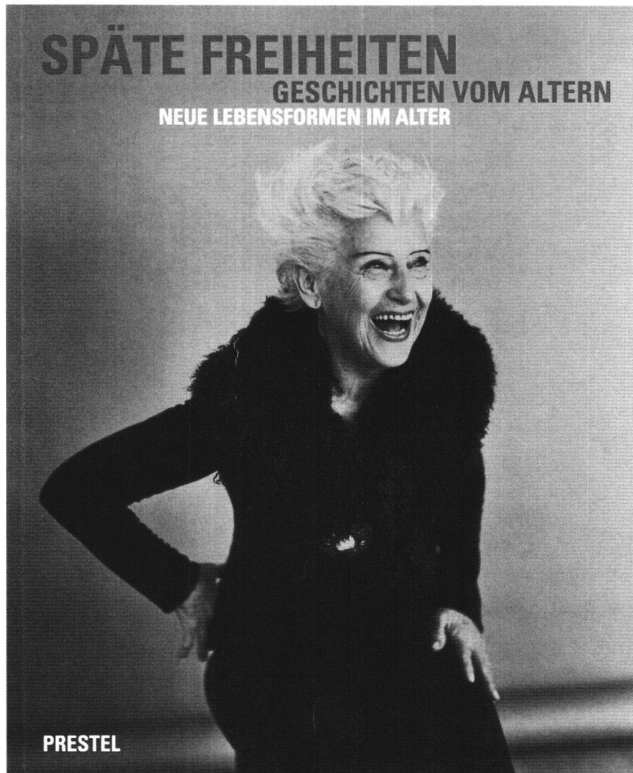


Abb. 3 «Späte Freiheiten». Umschlag der Publikation zur gleichnamigen Sonderausstellung in Bielefeld und Zürich, 1999/2000.

Niemand darf, was die Existenzsicherung betrifft, sich selber oder dem nachbarschaftlichen Goodwill oder dem Zufall überlassen bleiben. Für das Wohl alter Menschen muss die Gesellschaft als Ganzes aufkommen. Die reiche Schweiz kann und muss sich das erlauben. Sie gibt heute

rund einen Viertel des Bruttoinlandproduktes für die Sozialleistungen aus und befindet sich damit im Durchschnitt der europäischen Länder. Wenn die Sozialversicherungen im Jahr 2010 eine Finanzierungslücke von vier Milliarden Franken aufweisen, entspricht dieser Betrag einem Promille der Vermögen, die derzeit auf Schweizer Banken lagern. Die Finanzierung der Renten ist keine Frage des Geldes, sondern des politischen Willens. Wird diese sozialstaatliche Verantwortung wahrgenommen, verbreitet sich auch weniger Verunsicherung, die dazu führen kann, aus eigener Angst andere abzuwerten.

Die soziale Entlastung trägt dazu bei, dass sich die Alten von morgen engagieren, weil sie Lust dazu haben und gefragt sind. Sie kommen ohne überfrachtete Agenda und Alltagshektik aus. Sie betrachten körperliche Beschwerden nicht als persönliche Schwäche und stehen dazu, dass ihnen das Älterwerden auch Angst macht. Die Alten von morgen stehen zu ihren weissen Haaren und zu ihren Falten. Sie berichten gerne, aber nicht aufdringlich von ihren Erfahrungen. Sie können gut zuhören, sind neugierig, tolerant und auch ein wenig weise. Schön wär's. Museen können dazu beitragen, dass es soweit kommt (Abb. 3).³

Lebensweltliches erhellen

Museen sammeln wertvolle Gegenstände. Sie organisieren Ausstellungen und Führungen, bei denen jemand erklärt, was zu sehen ist und wie etwas gesehen werden kann. Soweit eine Vorstellung, die auf frühe, verordnete Museumsbesuche zurück geht. Inzwischen habe ich einen Museumsspass und viel Spass an fantasievollen Ausstellungen, die von anregenden Vorträgen und weiteren Aktivitäten begleitet sind. Die Branche hat sich etwas einfallen lassen. Ich erinnere mich an eine Ausstellung unzähliger Produkte, die alle nur einen Franken kosten. Die Ausstellung hat mich jedenfalls gefreut, irritiert, provoziert. Und das erwarte ich von Museen, dass sie auch Alltägliches beleuchten und mir – verfremdet – näher bringen. Sie sind ein «Ort des Erinnerns und des Erkennens», wie Thomas Sieber im Neujahrsbüchlein der Basler Zeitung schreibt.⁴

Museen fördern die Bereitschaft, eigene Scheuklappen zu lockern, blinde Flecken zu entdecken und vermeintlich Bekanntes neu zu sehen. Sie lassen mich in andere Welten eintauchen, regen meine Sinne und meine Fantasie an. Museen haben eine vermittelnde, keine erzieherische Aufgabe. Sie ermöglichen unvergessliche Eindrücke und sprechen hoffentlich immer mehr Personen an, die eher Mühe haben, ihre Schwellenangst zu überwinden. Museen sind dazu da, Lebensweltliches zu erhellen. Sie können Zierfalten sprechen lassen und so dazu beitragen, soziale und geschlechtsbezogene Unterschiede zu überwinden.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1, 2: Zeitlupe 6/2000, Zürich.

Abb. 3: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

ANMERKUNGEN

- ¹ FRANZ KILCHHERR, *Runzeln versprechen Umsatz*, in: Zeitlupe 6, 2000, S. 8–11.
- ² SABINE RÜCKERT, *Scharf aufs Leben*, in: Die Zeit, Nr. 40, 24. September 1998, S. 25–28.
- ³ Als Beispiel für die Präsentation des Themas sei die Sonderausstellung «Späte Freiheiten. Geschichten vom Altern» erwähnt, die in den Jahren 1999 und 2000 im Historischen Museum Bielefeld und im Schweizerischen Landesmuseum Zürich gezeigt wurde; siehe HANS-LIUDGER DIENEL / CORNELIA FOERSTER / BEATE HENTSCHEL / CHRISTOF KÜBLER (Hrsg.), *Späte Freiheiten. Geschichten vom Altern. Neue Lebensformen im Alter* (= Begleitpublikation zur Ausstellung), München 1999.
- ⁴ THOMAS SIEBER, *Das Museum und die Mülltonne*, in: DANIEL HAGMANN, *Das Museum der Zukunft* (= Neujahrsbüchlein der Basler Zeitung 50), Basel 2001, S. 63–65.

ZUSAMMENFASSUNG

Menschen gehen unterschiedlich mit ihren Gesichtsfalten um. Die einen nehmen die Falten als Zeichen der Reife, andere versuchen sie zu verbergen. Das Geschlecht und gesellschaftliche Muster prägen den Umgang mit den Falten. Werbeplakate dokumentieren Prozesse der Verdrängung. Diese kommen auch dort zum Vorschein, wo Falten selektiv zugelassen sind. Einzelne Medienbeiträge weisen darauf hin. Museen haben ebenfalls vielfältige Möglichkeiten, mit Ausstellungen und Veranstaltungen das zu erhellen, was sich hinter alltäglichen Fassaden verbirgt. Sie können etwa dazu beitragen, jene geschlechtsbezogenen Diskrepanzen besser wahrzunehmen, die das Beispiel der Lebens- und Zierfalten veranschaulicht.

RÉSUMÉ

Les êtres humains réagissent différemment face à leurs rides. Certains considèrent les rides comme un signe de maturité, d'autres cherchent à les dissimuler. Le sexe et les modèles sociaux conditionnent la façon de traiter les rides. Les affiches publicitaires soulignent les processus de refoulement. Ceux-ci apparaissent également là où les rides sont tolérées de manière sélective; certaines contributions des médias attirent l'attention sur ce point. Par des expositions et des manifestations, les musées ont aussi plusieurs possibilités d'expliquer ce qui se cache derrière les apparences quotidiennes. Ils peuvent ainsi contribuer à mieux faire percevoir les divergences liées au sexe, qu'illustre l'exemple des rides qui accompagnent notre vie et marquent notre visage.

RIASSUNTO

Ogni persona tratta in modo ben diverso le rughe del proprio viso. Alcuni prendono le rughe come indice della loro maturità, altri tentano invece di nasconderle. Il genere e i modelli sociali caratterizzano il proprio rapporto con le rughe. I manifesti pubblicitari documentano i processi di rimozione, che si manifestano anche laddove le rughe vengono ammesse selettivamente. Quest'aspetto è evidenziato anche da articoli pubblicati dai media. Inoltre, i musei dispongono di varie possibilità per illuminare ciò che si nasconde dietro le facciate della normalità quotidiana. Essi possono contribuire a fare capire meglio le differenze specifiche fra i generi, illustrate dall'esempio delle rughe.

SUMMARY

People react in different ways to facial wrinkles. Some see wrinkles as a sign of maturity, others try to hide them. Gender and social patterns define the way we feel about wrinkles. Advertising campaigns document the process of repression. Repression is also shown in the selective acceptance of wrinkles. This is indicated in certain media contributions. Museums also have the means to elucidate what is hidden behind the façade of daily life in exhibitions and events. They can contribute to a better perception of those gender-defined discrepancies, which are illustrated by our attitude toward decorative and natural wrinkles.